



# Eingedenk der allgemein menschlichen, der poetischen Wahrheit ...

Zum 100. Todestag von Peter Rosegger am 26. Juni

von Martin Stankowski

Es ist für jemanden aus dem alemannisch geprägten Westen nicht leicht, diesem ausgeprägt steirischen Autor nahezukommen. Dessen immenses Werk bleibt ihm höchst ungewohnt, wurde und wird indes als außergewöhnlich, gar bedeutend, verstanden. Schon zu Lebzeiten las die halbe Welt Rosegger, explizit seine Erinnerungsschriften, trotz aller von ihm eigens betonter und gelebter Bodenständigkeit vielfach übersetzt bis in Hindi und Japanisch: kaum ein Wunder, galt Rosegger als Kandidat für den Nobelpreis (1913/1918). Es muss also etwas „dran“ sein an ihm. „Heimatchichtung“ nennt er seine Arbeiten, sie führen in „jene große kleine Welt“, die er dem „Weltgift“, der Verflachung und Gier, entgegenstellt – liegt in dieser Haltung das Beeindruckende? „Erzähle es einfach, frei und treu“ – liegt in dieser Ursprünglichkeit das Bezaubernde? Seine stete Frage galt des Menschen Würde – liegt in dieser Innerlichkeit das Lockende? Diesem somit keineswegs einfachen Faszinosum gilt es demnach versuchsweise nachzuspüren.

## Autobiografische *tour d'horizon*

Es erklärte sich mir zu einem Gutteil, als ich auf *Erdsegen* stieß: Eine fremd anmutende Romanwelt, aber die Übersetzung des Ausgefallenen, Sonderbaren, Merkwürdigen wird – anders als in Roseggers berühmten, Bericht erstattenden Kindheitsbüchern – vom Autor gleich mitgeliefert. Im Überdenken dieses Gestern – „wie den letzten Gruß einer versinkenden Welt“ – als gleichwohl im mehrfach angegebenen 1897 gegenwärtig dargestelltes Zeugnis erscheint, an einigen Stellen im Buch gar *expressis verbis*, die Zeit gleichsam aufgehoben. Der Plot bietet die exzellente Chance einer persönlichen *tour d'horizon* im Rückblick auf die eigenen Lebensstufen und im Bewerten der eigenen Lage – als Situierung, als Aufzeigen des Standpunkts, als Selbstreflexion, notabene echter literarischer Natur – und, dank des späten Entstehens 1900 auch als eine Art Verarbeitung bereits zuvor ausgebreiteter Stoffe: Ein steirischer Journalist mit sozialer Schlagseite wettet an einem feucht-fröhlichen Herrenabend in Graz, er werde sich eine bäuerliche Arbeitsstelle suchen und es dort ein ganzes Jahr aushalten. Dazu einige Hinweise:

- ◆ Rosegger als ausgeprägten (Ober-)Steirer mit stets



Quelle: Ausgewählte Erzählungen, siehe S. 11

Peter Rosegger, 31.7.1843 - 26.6.1918

engem Bezug zu „seinem“ Land vorzustellen, erübrigt sich wohl. Wie zwingend diese Basis bleibt, erweist sich in seinen Frühwerken, sämtlich in der oder intensiv geprägt von der Mundart, die bis ins hohe Alter in (dann spezifischen) Publikationen nicht „ausgeht“, so wie auch zahlreiche Romane in den direkten Reden mit ihr durchsetzt sind.

- ◆ Rosegger besaß (nach gekürzter Buchhandelslehre in Laibach) eine enge Beziehung zur Zeitungswelt, nicht zuletzt durch seine ersten Gedichte in der *Grazer Tagespost* und den nachfolgenden Gönnern aus dem schreibenden Milieu. Namentlich gab er als maßgeblicher Schriftleiter ab 1876 für 34 Jahre die Monatsschrift *Der Heimgarten* heraus (bis 1935 fortgeführt von einem Sohn). Darin wendet sich Rosegger in seinen Beiträgen künstlerischen, erzieherischen und sozialen Themen zu; sie können durchaus als eigentliche Reportagen gelten, ungeachtet des Hangs zu grundsätzlichen Feststel-



lungen: „Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel braucht.“ (Anm.: Im 60. Heft finden sich sogar Texte von Marie von Ebner-Eschenbach und Gerhart Hauptmann !) Allerdings durchziehen diese Themen, wenngleich abgewandelt, ohnehin das Gros seiner Gesamtwerke.

- ◆ Trotz eines in mittleren Jahren selbst erbauten Hauses in Krieglach blieb dennoch Graz der entscheidende Lebensmittelpunkt.

Auf der Hand liegend, gelangt der jetzige Fremdling nach ernstlichen Schwierigkeiten und ersten Einblicken in eine ihm seltsame Szenerie (erkennbar der Obersteiermark) letztlich auf einen Bergbauernhof in der Waldeinsamkeit, wo er mangels personeller Alternativen als Hilfsknecht „genommen“ und angelernt wird.

- ◆ Das obere Mürztal fingiert, direkt oder indirekt, häufig als Gegenüber zu den meist „in der Höhe“ spielenden Erzählungen. Rosegger wurde trotz aller persönlicher Reminiszenzen nicht nur Städter, sondern mit seinem Krieglacher Haus ebenso Talbewohner.
- ◆ Als Vorbild für den Ort des Romans dient der Vordere Kluppeneggerhof, in dem Rosegger aufwuchs. Das Elternhaus bildet in unnachahmlicher Weise die Basis für die Memoiren der *Waldheimat* 1877 und 1913–16 oder der Geschichten *Als ich noch der Waldbauernbub war* 1899–1903.
- ◆ Das Bäuerliche bleibt kontinuierlich der Grundtenor aller Arbeiten, vielfach in dramatischer Auseinandersetzung mit der Moderne.

## Bestimmende Themen

An Themen wird gleichsam „alles“ geboten, was da sein muss – und sich, umgeändert oder spezifisch herausgearbeitet, ebenfalls zahlreich bei Rosegger wiederfindet: Bestimmend wirkt die Einsicht (der Einödhof) in rauer Umgebung mit der harten Arbeit im Jahresverlauf, der Bezugspunkt Hochtal mit Dorf, das Hochgebirge.

- ◆ Bereits den Jungen prägten neben der Bibel die Volkskalender mit ihrer Kommentierung des lokalen wie des Weltgeschehens und praktischen Hinweisen wie Vorhersagen über Wetter oder zu erwartende Ereignisse.
- ◆ Das Dorfleben und das Wohn- bzw. Erlebnis-Haus in der Einsamkeit porträtiert Rosegger oft gefühlsbetont, zu denen die grimmige Bergwelt einen emotional wirkenden dritten Part abgibt.

Andererseits finden sich neben der mehrköpfigen Bauernfamilie Weiler auf dem Adamshof – in einem aufgrund des Arbeitsanfalls mild-patriarchalisch strukturierten, intensiven Zusammenleben – der Dorflehrer, der Kurat, der Neo-Abgeordnete zum Landtag, die Buben, die Handwerker auf der Stör<sup>1</sup>, der Frevler, der linke Möchtegern-Agitator, die armen zeitweilig verköstigten „Einlegerleute“.

- ◆ Eine spannende, zugleich erhellende Untersuchung läge in Roseggers Namensgebungen. Im hiesigen Fall: Weiler bezieht sich bereits auf den Platz im Almgai, Adam wird umgesetzt in die ursprüngliche Form des Menschseins, die isoliert lebende Tochter heißt Barbel, den Hauptheld nennt man Hansel usw.

- ◆ Rosegger betitelt den ersten Roman 1875 *Die Schriften des Waldschulmeisters*; prägend bleibt das Bildungsthemata bis ins Spätwerk *Heidepeters Gabriel* 1895/1913.

- ◆ Die Geistlichkeit als Vermittler der Katholizität erhält, und sei es im Hintergrund, immer eine kaum zu unterschätzende Rolle, expressis verbis tragend im späten (dem *Waldschulmeister* gegenüberzustellenden) *Das Ewige Licht, Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers* 1897.

- ◆ Kinder und Jugend bilden wichtige Säulen allen Geschehens, namentlich in den kürzeren Geschichten und Novellen.

- ◆ Rosegger beginnt seine Ausbildung in der Schneiderlehre inklusive Stör mit tiefen Einblicken in das Milieu.

Das Spektrum reicht sogar bis hin zu den Bauerndramen von Wilderei, vorehelicher Schwangerschaft, Missernte mit Verdienstaustausch, Bauerntod und Begräbnis – ebenso als sozusagen erwartete Klischees wie die jeden Wochentag nachhaltig bestimmende Frömmigkeit. Diese Themen erscheinen jedoch innerhalb der voranschreitenden Erzählung nicht als kinoreifes einmaliges Ereignis und damit als Versatzstück, sondern im vollkommenen Erlebnis mit nachsinnendem Bewerten („Der Segen des Himmels ist stärker als der Fluch des Himmels“), transponiert in eine echte Lebenswirksamkeit. Die dann, für einmal und im Gegensatz zu den meisten Werken, zu einem positiven Ende führt.

- ◆ Rosegger bezeichnete man heute wohl als katholisch wertkonservativ. Mit seiner Religiosität – trotz der spürbaren Transponierung des Kinderglaubens keineswegs eine simple fromme Ergebenheit! – setzte er sich in *Mein Himmelreich* 1901 auseinander. Sein Gottesbezug zielt stets auf die Erweckung innerer Werte, die sich im Habitus des Menschen ausdrücken sollen. Die darin beste-



hende Distanz zur gängigen ultramontanen Kirchlichkeit des 19. Jahrhunderts nährte sicherlich das Evangelische seiner zweiten Frau. In *Erdsegen* wird die traditionelle Bauernkatholizität in höchster Intensität miterlebt durch jemanden, der gerade durch seinen Abstand – etwa angedeutet im Erinnern an ein „Kirchenlied von Paul Gerhardt“ – eine grundlegende Bewertung ermöglicht mit ernsten Erkenntnissen: „Die Religion ist Natur, gehört zur Menschennatur, wie das Lieben und Hassen“, denn „sie [seine Bauern] setzen zu den bekannten Naturkräften nur noch die Allmacht der ewigen Liebe und sind im reinen.“

- ◆ Nicht zuletzt aufgrund der gesellschaftlichen Dramatik besonders bekannt wurde *Jakob der Letzte* von 1888 als individuelles, im Tod endendes Schicksal.

## Urbanität vs. Erdsegen

*Erdsegen* nun ist ganz wörtlich verstanden: einerseits „Erde“ als in der Scholle begründet, explizit (different zu den historisch als entscheidend bewerteten Befreiungskriegen) sogar als Grund für die Nationenbildung in Anspruch genommen; andererseits „Segen“ als das, was im natürlichen und damit existentiellen Werden entsteht, in einer keineswegs implementierten, sondern innerlichen Religiosität als vorgegeben und in dieser „Hochschule des Lebens“ in all ihren Facetten dankbar angenommen wird – bis hin zur rhetorischen Frage, „ob starke Herzen nicht den Erdfluch in Erdsegen wandeln können“.

Der Reiz des Buchs liegt in den sonntäglichen Briefberichten des Haupthelds an den fernen Studienfreund-Professor: die 52-fache Folge verdeutlicht zwei verschiedene Seinsweisen. Dabei gewinnt in den Erklärungs Bemühungen des Schreibers die Akzeptanz, ja Teilnahme erweckende Schilderung des Widerfahrens in der bescheidenen, aber in der Gestaltung des mühsamen Alltags Autonomie vermittelnden Stätte rasch die moralische Überhand zu der steter Reflexion anheimgegebenen urbanen Sphäre – mit bemerkenswerten Resultaten, so den Ansichten von Wirtschaft: „Ein rechtes Bauernhaus ist wahrlich die Wiege aller Urproduktion und Industrie“ bzw. von Ästhetik: „Was ist alle gemachte Poesie in einer großen Stadt gegen die Schönheit eines Kornfelds“. Durch diese Sicht kommt, konträr zu anderweitigen, etwas langatmigen Schilderungen des Dorf- und Bauernlebens (wie ausgeprägt im späteren *Die Försterbuben* 1908), trotz eingehend-intensiven und detaillierten Schilderungen, sogar Wiederholungen, keinerlei Langeweile auf, sondern der Leser bleibt stets fasziniert und will wissen, wie es weitergeht.

- ◆ Der Gegensatz, hier „nur“ zur urbanen Sphäre, erscheint

durch die sensible Nachdenklichkeit des Schreibenden geglättet.

- ◆ Dies erfolgt in starkem Kontrast zu Roseggers im Lauf seines Schaffens stets zunehmender, unmissverständlicher Kritik an der Zivilisation mit ihren zweifelhaften, Dorf und Bauernstand überwältigenden Pseudo-Segnungen sowie an dem durch großflächige Umwidmungen eine Verkleinerung der landwirtschaftlichen Flächen erzwingenden Adelsstand. Nach *Jakob der Letzte* überwältigt etwa im *Ewigen Licht* die Moderne das Dorf, während umgekehrt in *Weltgift*, 1901, der Industriellensohn sich in einer Antistellung als Sozialromantiker versucht – im Tenor bereits in *Erdsegen* angedeutet: „... das wahre Freilicht, das Licht der freien Natur“.

Hier zeigte sich der Vielschreiber handwerklich auf einer „absoluten“ Höhe, die, nach meinem Dafürhalten, selbst im Spätwerk kaum wieder erreicht wurde. Das früh nach dem intensiven Studium von Stifter (zu dem er, 24-jährig, zu Fuß nach Linz pilgert) Erworbene ist in einem eigenen Schreibstil und nicht nur in der Diktion assimiliert und eigenständig umgesetzt: Der vielfältige Spannungsaufbau mit Tempo- und Sprachwechsel entspricht dem inhaltlichen Fortgang und der Konfrontation differenter Lebensformen vollauf. Mit diesen Mitteln gelingt es Rosegger, im bewertenden Beschreiben das große Ganze und die Details (sich) zu verdeutlichen und durch die schreibende Distanzierung (sich) Gewissheit zu verschaffen, dass, als Fazit, das Vergangene als Teil der steirischen Geschichte letztlich unvergänglich ist.

## Sprache und Milieu in den Kindheitsgeschichten und Novellen

Wie Rosegger schreibt, ist hingegen weit mehr bekannt durch seine Kindheitsgeschichten, einfach gestrickte Berichte im Tenor „als ich“, „wie ich“, selbst in den späten Redaktionen 1909–1916 weiterhin in Episoden gereiht. Scheinbar ohne spezielle Anordnung, findet gleichwohl eine Vernetzung statt, so wie eine Überarbeitung den Sprachstil (*erzähle es einfach, frei und treu*) vervollkommnet, sodass gerade dabei gelten mag: „Kinder sind Poeten und umgekehrt.“

Mindestens gleich wichtig und erhellend sind seine Novellen. Das formale Modell hält der Autor durchaus recht streng ein: dialogisches Prinzip, Reduktion der Aktivpersonen, ein oder mehrere echte Wendepunkte. Es besticht erneut die scheinbar einfache, dem Milieu angepasste Sprache – „Fremdwörter. Nirgends so störend wie im Volkstum“ –, die aber innerhalb dieser Kanalisierung zu differenzieren weiß, etwa im verschiedenen Duktus weiblicher und männlicher Artikulation oder in der Rede armer und bessergestellter Menschen. Auch



wenn inhaltlich beim heutigen Leser, gesamthaft, die dortige Lebenswelt (mit oft moralischem Zeigefinder bei Schuld und Sühne) weniger Anteilnahme zu wecken vermag, verbleibt ein im Wechsel lebendig-frisches Leseerlebnis. Das betont personalisierte Schreiben erhält sich im Übrigen formal in den zahlreichen Briefromanen (mit Rahmengeschichte), gestreut über das ganze Schaffen.

Rosegger blieb zeitlebens seinem Mundart-Schaffen treu, das nicht zuletzt zu ausgedehnten Lesereisen, zum Besuch des 71-jährigen Franz Stelzhamer in Graz und zur Mitgliedschaft in der sogenannten Heimatkunstbewegung führte. Auf dessen Basis wurde – abgesehen von spezifischer Werken – seine Erzählweise geprägt durch in den „normalen“ Text eingebundene Dialekt- und altbackene Ausdrücke (wie: seitlings, Inwohner, kamodt, gefrettig), jedoch verstand Rosegger seine Schreibweise natürlich als „deutsch“. Dies ganz im Sinn des Deutschösterreichers, als der er sich 1909 für die Förderung dementsprechender Schulen in den sprachlichen Diasporen des Reichs einsetzt – seinerzeit im Vielvölkerstaat stark angefeindet, heute mit Blick auf die Förderung der Minoritäten eine durchaus aktuelle Sicht.

Sein immenses schriftstellerisches Werk fängt Rosegger allerdings gleichsam in seinem Leben auf; hierher gehört sein Engagement für eine evangelische Kirche in Mürz-zuschlag 1900, für den Wiederaufbau einer katholischen 1904 mit „süße(r) Himmelsstimmung“, für eine „Waldschule“ in der Heimat 1902. Und in gewisser Weise sind hier auch die vielen Ehrungen im Alter mit einigen Ehrendoktorwürden, beginnend mit Heidelberg (!), anzuführen. Und er entzieht sich ohnehin im konkreten Handeln jeglicher, posthum gerne geübter Mystifikation zum endemischen Naturgewächs.

## Armenbrot

von Peter Rosegger

Im steirischen Oberland herrscht eine Sitte, vielleicht der zahlreichen alten Sitten beste. Im steirischen Oberland kommt im Spätherbst, wenn die Natur ihre Gaben verteilt hat, der Arme zum Wohlhabenden und bringt einen leeren Sack mit. Da wird das Fest aller Heiligen auch zum Fest aller Armen. Es ist erfreulich zu erzählen.

Schon ein paar Tage vor dem Allerheiligenfeste geht ein sonderlicher Geist durch Haus und Hof. Es ist ein eigen Leben

## Nachtrag

Bei Durchsicht zahlreicher Sekundärschrift- und Internetbeiträge fällt auf, dass niemals Jeremias Gotthelf erwähnt wird. Es ist unbedingt davon auszugehen, dass Rosegger einiges von dessen Werken (1836 bis 1854) gekannt hat, zumindest über seine Beziehungen zu Deutschland, wo Gotthelfs Bücher ebenfalls verlegt wurden. Überdies ließ Roseggers enge Relation zur protestantischen Welt sicher keine Berührungspunkte aufkommen. Gemeinsam ist beiden die sehr positive Sicht des Bauernstands in Heimatliebe und Religiosität, in Fleiß, Ordnungsliebe als tendenzielle Alternative zu kapitalistischer Wirtschaft, Fabrikwesen und Sozialismus, ein Glauben an eine Frömmigkeit ohne Orthodoxie – und nicht zuletzt eine Sprache, die das Mundartliche als tragenden Mit-Tenor integriert.

Martin Stankowski, geb. 1950, Bürger von St. Margrethen SG (Schweiz), aufgewachsen in einem Journalistenhaushalt in Rom, studierte Kunstwissenschaft und allgemeine Geschichte in Wien und Basel. Er arbeitete vorerst in Wien als wissenschaftlicher Assistent, danach rund zwei Jahrzehnte in der praktischen Denkmalpflege in Bayerisch-Schwaben und in Bern. Zwischen 1996 und 2015 betrieb er selbständig ein Büro für Altbau- und Kulturberatung. Seit rund zehn Jahren schreibt er Erzählungen, Novellen (3 Bde.), Essays und Buchbesprechungen. Der Roman *Die geöffnete Tür* – eine Erzählung aus der Reformationszeit – wurde vom Wagner Verlag, Linz, 2017 neu aufgelegt. Dr. Stankowski ist Vorstandsmitglied im Österreichischen Schriftsteller/innenverband, und Mitglied im Verband Katholischer Schriftsteller Österreichs und im P.E.N. Club Austria. Kontakt: [www.stankowski.info](http://www.stankowski.info).

1 Stör: die Tätigkeit eines Handwerkers im Haus eines Kunden

und Bewegen. Die Mühle liefert Mehl, die Vorratskammer gibt Schmalz und Fleisch, und im großen Backofen lodert eine halbe Klafter Holz, und jedes Haus schaut aus wie eine große Bäckerei. Der Bauer streicht durch die Kornkammer, die Bäuerin herrscht in der Küche mit besonderer Würde über die Mägde und schafft selbst wacker mit an Kneten und Backen, und der Bissen des neuen Brotes, welchen sie zur Probe verzehrt, ist wohl der einzige im ganzen Tag. Ihr Herz ist gesättigt vom Brote, das andere essen werden.



Mehrere hundert Brotlaibe werden gebacken und bereitet zum Verteilen. Selbst der dürftige Landmann bereitet solch ein Brot oder bestimmt Gemüse oder Obst für die Armen — ja, nicht allzu selten mehr als der Reiche, der es nicht so genau weiß, wie es einem Hungernden zumute ist..

Am Vorabende des Allerheiligenfestes nun ziehen die Armen in ganzen Familien scharenweise von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und jedes hat seinen Sack oder seinen Korb. Und der Knabe, der unter den Füßen einherzappelt, und selbst das Kind, das die Mutter auf dem Rücken schleppt, trägt sein Säckchen, sein Körbchen. Sie kommen ans Haus, sie stehen an der Türschwelle, sie grüßen mit dem vielstimmigen Rufe:

„Bitt' gar schön um einen Allerheiligenstriezel!“

Da wird geteilt, und jedes bekommt sein Laibchen — das Kind wie der Mann.

Ist Gottes Segen gewesen im Hofe und hat die Hausfrau im letzten Jahre hindurch viel Butter und Schmalz gewonnen auf der Alm, so opfert sie nicht den Göttern, sondern ihren armen Brüdern und Schwestern. Sie ladet die „Striezelsammler“ zu ihrem Tische und setzt Sturz und Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's schmecken. Gott segne ihnen den fetten Bissen, sie haben ihn des Jahres nur einmal.

Es bleibt kein Stäubchen und kein Tröpfchen in der Schüssel. Nun legen sie die Hände an den Rand und sagen den Segensspruch :

*Schmalzkochbäurin, wir wünschen dir  
Glück und Segen für deine Küah,  
Glück und Segen für Haus und Stall  
und für deine Hühner und Kinder all!  
Vergelt's Gott, Schmalzkochbäurin!*

Das ist ein kräftiger Spruch, der bleibt hängen in der Luft und bringt Gedeihen.

„Vergelt's Gott, Allerheiligen!“, rufen sie nochmals und ziehen ab, ziehen zur nächsten Tür. Es ist eine Freudigkeit in den armen Leuten. Die Säcke und Körbe werden schwer, geben viel zu schnaufen, aber das Herz jauchzt auf, und der Magen darf sich neuen Hoffnungen hingeben für die Zukunft.

Der Bauer reicht dieses Almosen gern, und je mehr „Allerheiligenstriezelsammler“ beteiligt werden können, desto freudiger leuchtet sein Auge. Selbst der Wucherer gibt diese Gabe fröhlich, denn es herrscht der Glaube, dass eine große Anzahl Heiligenstriezelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres seien. Jedes „Vergelt's Gott, Allerheiligen“ — sagt der



Quelle: Ausgewählte Erzählungen

Illustration zu *Armenbrot* von Adalbert Pilch.

Landmann — ist für das Kornfeld mehr wert als eine Fuhr  
Dünger.

Es geschieht zuweilen, daß aus Mangel an Sammlern von dem reichen Vorrat etwas übrigbleibt oder gar, dass wegen Missliebigkeit eines Bauern dessen Haus von einzelnen übergegangen wird. Das ist ein Schlag; das verdirbt dem betreffenden Bauern allen Appetit an dem stattlichen Mahle, das er sich und den Seinen an diesem Tage vorsetzen lässt.

Ja, der Glaube an den Segen des Allerheiligenalmosen geht in manchen Gegenden so weit, dass der Bauer selbst, und wäre er auch wohlhabend, mit Weib und Kind zu den Toren der Nachbarhöfe geht und um den Striezel bittet. Gegenseitig betteln sie sich an und reichen sich die beanspruchten Striezels; wenn sie auch nicht bedürfen, aber das Almosenbrot nehmen sie doch und tragen es heim und halten es in Ehren.

Es steckt ein tiefer Sinn in dieser Sitte. Jeder Reiche sollt' es wissen, wie Bettelbrot schmeckt, auf dass ihm sein Hauskuchen umso besser munde und auf dass er Armen lieber von diesem Kuchen reiche. So bringt der Allerheiligenstriezel Segen für Geber und Nehmer.

Aus Peter Rosegger: *Als ich mich auf dieser Erde fand*. Ausgewählte Erzählungen. Hölder-Pichler-Tempsky u.a. Wien 1960, hg. mit Genehmigung des L. Staackmann-Verlages, Bamberg.